

laut des Vertrages. Wenn also durch deren schwere theologische Schuld ein Schaden entsteht, so kann der Versicherte keine Compensation fordern, nicht einmal in *foro conscientiae*; denn ein solcher Schaden ist nicht Gegenstand des Vertrages. Wenn aber der Schaden durch die Schuld eines Fremden zugefügt wird, kann, wo der Vertrag es nicht anders bestimmt, der Beschädigte sich an die Versicherungs-Gesellschaft halten, welcher ihrerseits der Recurs an den Beschädiger zusteht.

Würzburg.

Universitäts-Professor Dr. Goepfert.

**V. (Wie Gottes Vorsehung einen schwierigen Casus löst.)** Tieferst und schweigsam war der sonst so sangesfrohe Herbst im Jahre 40 n. Chr. in das heilige Land gezogen. Nirgends hörst du das fröhliche Fauchzen der Keltertreter, das der Prophet sogar zum Wilde messianischer Freude macht, und die glühende Sorektraube wartet vergebens ihres Pflückers. Selbst über den Ackerfluren brütet dumpfe Trauer, und keine Hand regt sich, um den Samen künftigen Segens der Erde zu vertrauen. Wozu denn auch den Samen der Hoffnung streuen, wo nur die Verzweiflung aufgehen wird? Bald werden die Kelter andere treten, und was sie treten, das sind Ströme von Menschenblut, und der sonst so freudig begrüßte Frühregen, er rauscht diesmal wie ein allgemeines großes Weinen, das von Dan bis Bersabee, von einem Ende des unglücklichen Landes bis zum andern zieht. Auf den Straßen sieht man tausende von jüdischen Familien nordwärts wandern, als gienge es abermals nach Babylons Kerkergräften. Das Ziel dieser Scharen, die wehklagend mit allen Zeichen des tiefsten Schmerzes ihren Weg ziehen, ist diesesmal die Stadt Ptolemais, an der Küste des Meeres, die sich westlich von Galiläa gegen den Karmel hinabzieht. Ein furchtbare Gerücht, das, wie Flavius Josephus sagt, viele lange gar nicht glauben mochten, hatte das Land in eine ungeheure Aufregung versetzt. Es sollte nämlich Kaiser Caligula dem neuernannten Statthalter von Syrien, Petronius, den strengsten Auftrag gegeben haben, sein goldenes Standbild nach Jerusalem zu bringen und daselbst im Tempel Jeshovas zur Anbetung aufzustellen. So war es auch. Denn darum hatte sich bereits Petronius von Antiochien nach Ptolemais begeben und nur darum waren zwei römische Legionen schlachtbereit in seiner Begleitung. Die verhängnisvollen Bildsäulen harrten schon im Lager ihrer Bestimmung, und der Statthalter wartete nur noch den Zuzug syrischer Hilfsvölker ab, um jeden Widerstand, der voraussichtlich von den Verzweifelnden geleistet werden würde, niederguschmettern. Kein Wunder, dass vor so entsetzlicher Kunde alles zurücktrat, und nach dem Berichte desselben Josephus fünfzig Tage der kostbaren Saatzeit ganz unbenuützt verstrichen. — Größeres stand ja auf dem Spiele! — und dass in heller Verzweiflung sich tausende von Juden vor dem Lager des römischen Feldherrn auf den Ebenen von Ptole-

mais sammelten, um mit Bitten und Thränen das grauenhafte Geschick von der Nation abzuwenden. An einen Sieg von ihrer Seite war damals noch viel weniger zu denken, als dreißig Jahre später, da jene großartigen Befestigungsarbeiten Jerusalems, die den Römern so viel zu schaffen machten, zum Theile erst später angelegt wurden, obschon anderseits der Kampf an blutiger Zähigkeit nicht viel eingebüßt hätte, zumal die Nation zu dieser Zeit mit ungetheilter Kraft ihn aufgenommen haben würde, was später bekanntlich nicht der Fall war.

Petronius ließ sich soweit erweichen, dass er vor der Hand den Marsch gegen die heilige Stadt einstellte und die Menge mit den vornehmsten Juden nach Tiberias am See Genesareth beschied, wo er ihnen in öffentlicher Versammlung zuerst ihren Starrsinn vorwarf, der gerade am meisten den Kaiser gegen sie erbittert hätte. Denn während alle anderen unterworfenen Völker in ihren Städten neben ihren Göttern auch die Bilder der Kaiser ehrten, verweigerten sie allein diese Ehrenbezeugung. Das sei schon fast wie Rebellion, ja noch dazu mit einem Anflug von Hohn. Diesen Vorwürfen gegenüber beriesen sich die Juden auf ihr Gegez, das nicht einmal eine bildliche Darstellung Gottes zulasse, geschweige die Anbetung eines Menschenbildes, worauf Petronius entgegnete: „Auch ich muss das Gesetz meines Herrn beobachten, nicht ich, sondern der Kaiser befiehlt es und wird es auch ohne mich, nöthigenfalls mit Kriegsgewalt, durchsetzen. „Wollt ihr also“, schrie der Statthalter, „mit dem Kaiser Krieg führen?“ „Wir opfern für den Kaiser zweimal im Tage,“ antworteten die Juden, „bevor er aber seine Bilder hereinbringt, wird er zuerst das ganze Volk hinschlachten müssen. Wir sind bereit dazu mit Frauen und Kindern!“ So endete die erste Verhandlung. Vergebens bot in den folgenden Tagen der Statthalter alle Überredungskünste, alle Drohungen auf, malte ihnen die furchtbare Macht Roms und die Folgen des kaiserlichen Zornes in den düstersten und stärksten Farben, vergaß auch nicht der eigenen überaus peinlichen Verlegenheit, in die ihn die Hartnäckigkeit der Juden versetzte, alles vergebens. Wäre nun ein Gessius Florus an seiner Stelle gestanden, so wäre die Sache schnell entschieden gewesen, und vielleicht hätte noch die Wende des Jahres Jerusalem und den Tempel in rauchenden Trümmern gefunden, die Weissagung Jesu Christi von der Zerstörung Jerusalems wäre ein Menschenalter früher erfüllt, — damit aber eigentlich als unwahr gezeichnet worden! Denn Christi Weissagung hatte die Katastrophe an ganz bestimmte Zeichen geknüpft, die sein Wort scharf von jeder Zufälligkeit scheiden und als Gotteswort manifestieren sollten, aber auch den praktischen Zweck hatten, die liebende Sorgfalt Gottes für seine heilige Kirche zu betätigen und sie aus der blutigen Verwicklung zu retten. Diese Zeichen waren ganz sicher vor dem Jahre 40 noch nicht eingetreten. Eine Katastrophe in diesem Jahre hätte also nicht bloß die Kirche Christi ganz und

gar unbereitet getroffen, sondern auch nothwendig ihren Felsen, den Glauben nämlich an das Wort des Herrn und seine göttliche Vor-aussicht erschüttern müssen.

Da geschah zunächst etwas ganz unerwartetes, etwas, das nur der bewirken konnte, der die Herzen der Menschen wie Wasserleitungen richten kann (Sprüchw. 21, 1). Nach mehreren Tagen der aufregendsten Verhandlungen erklärte plötzlich der Statthalter vor den Juden: „Es ist billig“, so sprach der heidnische Römer! „dass eher ich selbst die Gefahr auf mich nehme. Entweder werde ich mit Gottes Beistand den Kaiser bereden: dann freut es mich, mit euch gerettet zu sein — oder ich erzürne ihn: nun so will ich für so viele Menschen gerne mein Leben opfern.“ Mag auch Josephus manchmal die Vorgänge ausgeschmückt haben, der Kern ist hier unbestreitbar. Petronius zog mit den Bildern und der Armee nach der syrischen Hauptstadt zurück, obschon ganz sicher Coriolans Kopf fester stand in dem Augenblick, da er von Rom sich zurückzog, als der des Petronius bei seinem Aufbruche von Ptolemais! Die einzige Entschuldigung war der nahende Winter, aber hatte nicht der Statthalter selbst die Verzögerung verschuldet? In Antiochia angekommen, schrieb er nun an Caligula einen Brief, in welchem er die kräftigsten Motive spielen ließ, um sich selbst wie das jüdische Volk zu retten und den Cäsar zu bewegen, dass er von seinem wahnwitzigen Befehle abstehe. Was wollen aber Motive für einen Menschen bedeuten, der seinem Pferde ein Consulat mit einer elfenbeinernen Krippe zum Geschenke gemacht hatte, und der in Rom zwischen die Statuen von Castor und Pollux sich setzte, um sich feierlich anbeten zu lassen? (Suet. 22; 55). Wird wohl das Ungeheuer etwas zurücknehmen, was seinem Blutdurst und Größenwahn eine wahre Wollust bereiten wird, die Schlachtung eines ganzen Volkes für die kaiserliche Gottheit auf dem Scheiterhaufen seiner Hauptstadt, jenes Ungeheuer, dem das Wort angehört: O hätte doch das römische Volk nur einen einzigen Kopf! (Suet. 30). Eine Rücknahme wird wohl nie geschehen! Also auch Christi Weissagung fallen? Oder gibt es einen Ausweg, ein drittes? Der Kaiser ist, wohlgemerkt, erst volle drei Jahre an der Regierung, steht in der Vollkraft seines Alters, mehr geistesfrank als körperlich, ein natürliches Ende nicht so bald zu erwarten. Rom hat auch noch nicht gelernt, seine Cässaren zu morden. Es war eine schreckliche Zeit sowohl für das ungläubige Judenthumb, als auch für die junge Kirche des Herrn.

Die Synagoge hatte diese Schreckenszeit vollauf verdient. Gellten ihr denn nicht bei den Worten: „Also mit dem Kaiser wollt ihr Krieg beginnen?“ ihre eigenen Worte in die Ohren und in die Erinnerung, die sie vor einem anderen Statthalter im höchsten Uebermuthe gesprochen? Stand nicht die blutbedeckte Gestalt Jesu Christi vor ihren entsetzten Augen, vor dem sie einst schrien: „Weg mit ihm, wir haben keinen anderen König, als nur den Kaiser!“

Sein Blut hatten sie über sich und ihre Kinder herabgesleucht, mit denen sie jetzt händeringend zu den Füßen ihrer Tyrannen lagen. Wäre es aber jetzt schon über sie herabgekommen, so hätte sich über ihren Sturz immerhin der Schimmer eines heiligen Gotteskampfes gebreitet, während sie als Abtrünnige, als Rebellen gegen Gott und die Menschen fallen sollten, mit dem Fluche des Selbstmordes behaftet, wie weiland der Verräther Gottes geendet. Juda sollte sich wie Judas selbst die Schlinge um die frevelnde gotteslästerliche Kehle winden, und nachdem es sich selbst zerfleischt im entmenschten Parteikampf, nachdem es noch vor dem Abgrund die milde Hand eines Titus zurückgestoßen, in grässlicher Verzweiflung sterben. Aber so gewiss sich Gottes Gerechtigkeit an diesem halsstarrigen Volke offenbaren müsste, so that sie es doch nicht, ohne auch ihre Langmuth und Barmherzigkeit wenigstens an einzelnen Empfänglicheren noch zu zeigen, für alle aber eine Zeit zur Umkehr offen zu lassen, die dem langjährigen theokratischen Verhältnisse zwischen Gott und dem Volke Israel einigermaßen entsprach. Sollte diese Frist schon mit sieben Jahren abgelaufen sein?

Inständig betete die christliche Kirche Judäas, dass er den Unglücklichen noch Raum zur Buße gewähre, aber auch ihr selbst noch eine Zeit lassen möchte zur Entwicklung für die große Weltmission. Raum erst war durch die Offenbarung von Cäsarea (Apg. 10) der Grund zur Heidenpredigt gelegt, kaum erst war Paulus bekehrt, und die erste heidenchristliche Kirche trieb gerade am Sizze des syrischen Statthalters ihre zartesten Sprossen im Himmelslicht des heiligen Geistes! Welcher Schonung und Behutsamkeit bedurfte das noch schwache Pflänzchen! Der rauhe blutige Sturm, der die noch anzu-hoffenden Knospen aus Israel für immer vernichtet hätte, er hätte gewiss auch nur allzuschwer die organische herrliche Entfaltung zur heidenchristlichen Kirche geschädigt, wo nicht unterbrochen. Hat ja erst ein Decennium später das Concil von Jerusalem die so wichtige und einschneidende Frage über das Verhältnis der Heidenchristen zum Geseze feierlich entschieden. Harmonisch wand sich besonders von da an eine lange und glänzende Reihe von heidenchristlichen Kirchen wie ein lieblicher Kranz um die Mutterkirche von Jerusalem und gliederte sich ihr mit ruhiger stetiger Entwicklung in heiliger Glaubens- und Liebesgemeinschaft an. Nach Jerusalem lenkte selbst der Völkerlehrer immer wieder seine Schritte, wenn sein Geist in der Arbeit für die Heidenwelt ermüdete, um an den heiligen Stätten unseres Erlösungswerkes, am Geburtsort der Kirche und im Kreise der ältesten Gläubigen, wie in einer überirdischen Atmosphäre, neue Kraft und Erquickung zu gewinnen und im Tempel Gottes seine zahllosen Anliegen dem Herrn zu empfehlen, vor dem auch Jacobus Tag und Nacht für das Wohl seiner Kirche flehte, so dass seine Knie mit harten Schwiesen sich bedeckten, wie Hegesippus erzählt. Nicht wie eine unreife Frucht, sondern als ausgereifter, keimfähiger

Same sollte die heidenchristliche Kirche vom Stämme der Urkirche in Palästina sich loslösen, nachdem sie in fast 30jährigem regen Verkehr mit ihr die Lebensfäste einer durch nichts zu erschütternden Ueberzeugung von der Wahrheit der Heilsthatsachen aus ihrem heiligen durch Christi Blut getränkten Boden gesogen hatte. Wer vermöchte, um nur einen speciellen Punkt herauszuheben, nicht einzusehen, welchen Verlust naturgemäß die Evangelienbeschreibung, wie überhaupt die apologetische Seite des Christenthums, hätte erleiden müssen, falls dieser Lebensverkehr fast schon früher unterbunden oder abgeschnitten worden wäre, bevor die Kirche unter den Heiden auch nur festen Fuß gefasst hätte. Wurde doch die wichtigste heidenchristliche Kirche, die große und reiche Erbin der Mutterkirche, das neue Jerusalem, erst zwei Jahre nach unseren Ereignissen gegründet. Stand Rom fest, konnte Jerusalem fallen, seine Aufgabe war erfüllt, die ihm der Herr beim Aufbau der heidenchristlichen Kirche zugewiesen hatte.

Das alles schloss, zum Theile freilich unbewußt, das Gebet der Kirche in sich, da sie um Abwendung dieses blutigen Kelches bat. Wird er an ihr vorübergehen? Menschlicherseits war jede Aussicht auf eine günstige Wendung ausgeschlossen und das Unheil durch den heroischen Entschluß des Statthalters nur dazu aufgeschoben, um im nächsten Frühjahr desto sicherer auf ihn selbst und das jüdische Volk zermalmend niederzustürzen. Neben aus bange und trübe schlüchtern nach den angstvollen Convulsionen des Herbstes die Winterstage dahin. Der Cäsar hatte den Brief des Statthalters empfangen. Gerade er besiegelte den Untergang Jerusalems — im Willen des Kaisers. Denn was die Fürsprache des Königs Agrippa I., der damals am Kaiserhofe weilte, kurz zuvor erreicht hatte, eine vorübergehende Sinnesänderung, das vernichtete gründlich die Nachricht des Petronius von der Haltung der Juden und dessen Fürbitte für dieselben. Indem er den Statthalter der Bestechung zieh und über den energischen Widerspruch der Juden gegen seine Vergötlichungsalluren in maßlose Wuth gerieth, schrieb er sogleich im höchsten Zorn zurück: „Da du die Geschenke der Juden höher geachtet hast, als meine Befehle, und den Juden zuliebe dich anders zu handeln unterstanden hast, als ich dir Weisung gegeben hatte, so sollst du jetzt dein eigener Richter werden. Denn ich denke an dir ein Beispiel zu statuieren, welches die Gegenwart wie die Nachwelt lehren soll, daß die Befehle des Kaisers nicht überschritten werden dürfen.“ (Josephus Alterth. 18, 8. 8; Jüd. Krieg 2, 10. 5). Der Knoten war unentwirrbar, aber auch bei Gott das Maß voll geworden. Am 24. Jänner 41 durchschnitt ihn das Schwert des Chärea, eines Obersten in der Leibgarde, den Caligula durch seine beständigen Spötttereien zur tödtlichen Rache gereizt hatte. Christi Wort war gerettet, Christi Kirche ward Zeit gelassen, ihre Wurzeln zu festigen und auszubreiten bis an die Grenzen des Römerreiches, seinem unglücklichen Volke hatte Gott die Gnadenfrist verlängert, aber

zugleich auch eine schreckliche Warnung gegeben, auf daß es seinen wahren, den ebenso mächtigen als mildreichen, seinen verstoßenen Herrn und König wieder suchen möge. Sehr ergreifend ist überdies ein merkwürdiges Spiel, das sich die ewige Gerechtigkeit mit den Briefen erlaubte, die im Oriente einlangten. Wäre nämlich der Brief des Kaisers noch zur rechten Zeit in die Hände des Petronius gekommen, so hätte er, wenn auch der inzwischen eingetretene Tod des Caligula die volle Ausführung gehindert haben würde, doch noch neuen unsäglichen Schrecken verbreitet und den Edelmuth des Statthalters auf eine furchtbare Probe gestellt. So aber fügte es ein seltsamer Zufall, einer von denen, die keine Zufälle sind, daß die Nachricht von Caligulas Tod früher nach Antiochien gelangte, als der Brief des Tyrannen. Hier ist das Sprichwort nur zu wahr geworden: Die Todten reiten schnell. Die den Tod meldeten, erzählt uns Josephus, hatten eine ausgezeichnete Meersfahrt, die den Brief des Kaisers trugen, verloren durch die Ungunst der Witterung drei volle Monate, und mitten in den stürmischen Jubel über die fast wunderbare Wendung hinkte 27 Tage später die furchtbare Drohung eines — todten Mannes! Gottes Gerechtigkeit ist ein seltsamer Briefbote, den Todesbrief hat sie pünktlich bestellt, die Drohung lächerlich gemacht. Dominus irridebit eos! Ein doppelt freudiges Hallelujah stieg zu Ostern 41 von den Kirchen Judäas zum göttlichen Sieger empor.

So wollte auch der Herr des Himmels für die damalige und die ganze Nachwelt ein Beispiel statuieren, daß Niemand, und wäre es der mächtigste Weltenkaiser, ungestraf't die Befehle, die heilige Ordnung Gottes verlegt, und daß er in den verzweifeltesten Fällen zur rechten Zeit einzugreifen weiß, um seine Kirche zu schirmen, wie auch sein gegebenes Wort auf das letzte Tota zu erfüllen. Coelum et terra transibunt, verba autem mea non praeteribunt (Matth. 24, 35).

Linz.

Dr. Philipp Schout, Professor.

---

**VI. (Jurisdiction.)** Der Priester Severinus ist mit Prudentius, dem Bischof einer anderen Diöcese, sehr befreundet, kommt in diese Diöcese auf Besuch und bittet um Jurisdiction zum Beichthören. Prudentius sagt: So oft Sie in meine Diöcese kommen, haben Sie Jurisdiction zum Beichthören sammt der Vollmacht, von bischöflichen Reservatfällen loszusprechen. Nach zwei Jahren stirbt Prudentius. Da fragt Severinus bei seinem Beichtvater an: 1. Dauert meine Jurisdiction, die mir Prudentius gab, jetzt fort bis zum Amtsantritt des neuen Bischofs und mit welchem Zeitpunkt hört sie auf? 2. Während Prudentius noch lebte, wurden dort die bischöflichen Reservatfälle geändert; dauert wohl auch meine Vollmacht hierin fort? 3. Einmal bekam ich dort Jurisdiction für Klosterfrauen, hätte